

CHRISTOPHER KLOEBLE

Auf Listen

Als Junge im Kindergartenalter beobachtete ich einmal, wie meine Mutter sich während eines Telefonats Notizen machte. Schon oft hatte ich sie schreiben gesehen. Doch dieses Mal war anders. Ich beneidete sie, ich wollte das auch tun: Einen Stift ansetzten, ihn schnell auf dem Papier bewegen und etwas malen, das aussah wie ein Bild, aber kein Bild war. In den Wochen darauf kritzelte ich seitenweise Papier voll, ich malte ineinander verschlungene Zeichen, deren Bedeutung sich niemandem erschloss. Auch mir nicht. Aber es fühlte sich an wie Schreiben. Es fühlte sich wichtig an.

In der Grundschule, als ich schon ein wenig lesen und schreiben konnte, fand ich mein Glück auf Listen. Bücher mochte ich nicht. Für Literatur mangelte es mir an Konzentration, selten hielt ich bis zum Ende einer Geschichte durch. Ich bevorzugte Comics. Meine Eltern unterstützten dieses Hobby, in der Hoffnung, ich würde früher oder später das Interesse daran verlieren und aus freien Stücken zum Buch greifen. Außerdem: Zumindest las ich Sprechblasen. Diese

Comics waren das erste, was ich auflistete. Meine einzige »Schreibarbeit« neben der Schule. Ich erinnere mich an dieses zutiefst befriedigende Gefühl. *Dass* ich schrieb, war wichtig – *was* nur Nebensache. Bald listete ich auch andere Dinge auf. Alles wurde minutiös festgehalten: »Sammelalben«, »TU WAS im... Hefte«, »Commodore Games«, »Kleingram« (darunter »29 Minitaucher«, »1 Wasserhalsband«, »6 mini bevölkerungs Mittel«, »3 Batmankarten«). Sogar die Ausstattungslisten von Brettspielen schrieb ich ab. Alles musste aufgelistet werden. Mal in Druckbuchstaben, mal in rot, mal mit Filz, mal auf kleine Zettel, die ich ins Heft klebte, mal mit dem Lineal unterstrichen, mal abgezeichnet. Zu guter Letzt entwarf ich einen nicht ganz maßstabsgetreuen Grundriss meines Zimmers und markierte mit Pfeilen, wo sich was befand, welche Poster an den Wänden hingen, und nicht zuletzt: Wo die Listen waren, in denen all das aufgelistet war.

Als mein gesamter Besitz archiviert war, suchte ich nach einer neuen Aufgabe. Ich

machte mich daran, meine Klassenkameraden einzuteilen. Mädchen und Jungen trennte ich strikt voneinander. Links stand der Name, als nächstes die Note für »Nettigkeit«, dann die Note in »Bösigkeit« und schließlich die Gesamtnote, die von »Supergut« (1) über »Geht so« (3) bis zu »Bäh, schlimm« (6) reichen konnte. Manche der Noten wurden übermalt. Dahinter stand meist eine freundlichere Note als jene, die man sehen konnte, wenn man das Blatt gegen das Licht hielt. Das kam daher, dass gelegentlich Klassenkameraden, vor allem Klassenkameradinnen, mit ihrer Note nicht einverstanden waren und mich drängten, ihnen eine bessere zu geben. Auf die Bitten der meisten Mädchen, bettelten sie lange genug, ging ich ein. Außerdem listete ich die Telefonnummern der Klassenkameraden auf und verlangte von ihnen, ihre Unterschrift zu hinterlassen. Womit die wenigsten einverstanden waren. Um sie zu überzeugen, schrieb ich auf den unteren Rand der Seite: *Jeder der richtig unterschreibt kriegt irgendwann etwas, wer aber falsch oder nicht unterschreibt kriegt nichts.*

Und immer noch erfüllte es mich zu schreiben. Hauptsache Schreiben. Ich entwarf meine eigene Zeitschrift. Die erste Ausgabe trug den Titel »die SPINNENDEN«. Darüber groß: *HIER IST ALLES SUPBERB.* Aber wieder lockte mich nur der Akt des Schreibens. Den Inhalt klaute ich mir zusammen. Ein parodistischer Text aus dem MAD-Magazin, Witze und Rätsel aus den Mickey Maus Heften, Komplettlösungen für Zelda aus dem Nintendo Club Magazin. Ich kopierte die selbstgebastelten Seiten im Büro meines Vaters und verkaufte

sie in der Schule für stolze fünf Mark. Jedes Heft im Supermarkt war für die Hälfte zu haben. Meine Schulkameraden störte das nicht. Motiviert durch die unerwartete Nachfrage, produzierte ich weitere Ausgaben. Allerdings mit neuem Titel: *NONTE* (Wie ich auf diesen Namen kam, ist mir schleierhaft.)

So machte ich weiter. Ich schrieb, um zu schreiben. Im Deutschunterricht auf dem Gymnasium lautete die Aufgabenstellung der ersten Erlebniserzählung: *Du befindest dich allein zu Hause, als du plötzlich ein Geräusch von unten hörst. Du weißt, deine Eltern können es nicht sein – was machst du? Schreibe eine Erlebniserzählung, in der du das Haus nicht verlassen darfst.*

Ich zögerte nicht lange, schrieb munter drauf los. Die Worte hetzten einander übers Blatt. Als müsste die Geschichte so und nicht anders erzählt werden. Dass mein Protagonist bei dem Versuch, eine Telefonzelle zu erreichen, aus dem Haus lief, war in meinen Augen ein zulässiger Verstoß gegen die Aufgabenstellung. Prompt las der Lehrer meine Geschichte vor, ehe er die korrigierte Schulaufgabe herausgab. Ich war stolz, denn dafür wählte er stets gelungene Texte aus. Dann aber überreichte er mir das Blatt mit der rot leuchtenden Fünf. Es täte ihm leid, meinte er, das sei eine spannende Geschichte, aber ich hätte das Haus eben nicht verlassen dürfen.

Am Deutschen Literaturinstitut Leipzig, wo ich vier Jahre lang »Literarisches Schreiben« studierte, begegnete ich endlich anderen »Auflistern«. Das war nicht so angenehm, wie ich es mir erhofft hatte. Autoren sind die kritischsten Leser. Besonders angehende Autoren.

Aber in Leipzig lernte ich nicht nur viel über die Stärken und Schwächen meines Schreibens. Ich stellte auch fest, dass in jedem Autor ein Archivar steckt.

Daran glaube ich bis heute. Beim Schreiben liste ich in Gedanken Ideen und Beobachtungen und Erinnerungen auf, wähle einzelne aus und baue sie auf dem Papier zusammen. Natürlich möchte ich mittlerweile etwas erzählen und nicht bloß

das Weiß mit Buchstaben bevölkern. Was mich aber wirklich antreibt, ist das dringende Verlangen, ein Wort hinter das nächste zu setzen. Vielleicht denke ich länger darüber nach, was aufgenommen wird, wie ich es bezeichne oder umschreibe, aber letzten Endes verfasse ich immer noch Listen. Und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Weil ich es muss.



CHRISTOPHER KLOEBLE, geboren 1982 in München, lebt in Berlin und Neu-Dehli. 2007 zog es ihn zum Studium an das Deutsche Literaturinstitut Leipzig. Neben Beiträgen für die ZEIT, die Süddeutsche oder die taz, verfasste er auch Stoffe für Film- und Fernsehproduktionen (Drehbuch »Inklusion«). Er war Writer-in-Residence in Cambridge, am Goethe Institut Bangalore und des Deutschen Hauses in New York. 2015 wird er als Gastprofessor am Dartmouth College tätig sein. Für sein Romandebüt *Unter Einzelgängern* erhielt er den Literaturpreis der Jürgen Ponto-Stiftung. 2012 veröffentlichte er den viel beachteten Roman *Meistens alles sehr schnell*.

www.christopherklooble.de